

TEMUR BABLUANI

მზე, მთვარე და პურიის ყანა (მანუშაკა მელოდება)

Die Sonne, der Mond und das Kornfeld

(Manuschaka wartet auf mich)

Roman (496 S.)

Bakur Sulakauri 2018

Aus dem Georgischen von Rachel Gratzfeld

(Leseprobe)

1

Anfang Sommer 1968 wollte meine einzige Hose endgültig nicht mehr bis zu den Knöcheln reichen und ließ meine bloßen Waden sehen. Zudem war der Hosenboden so abgewetzt, dass ich mich behutsam hinsetzen musste und beim Aufstehen immer prüfend darüber fuhr, ob er noch ganz war. Geld für ein neue Hose hatte ich nicht. Mein Vater hatte mir auf meine Bitte auch keins gegeben, die Hose würde es noch tun, ich solle eben pfleglich damit umgehen. Ich hatte also keine Wahl und auch keine Zeit zu verlieren, ich musste mir selbst was einfallen lassen.

Spätnachts nahm ich die Straßenbahn über die Woronzow-Brücke und stieg an der katholischen Kirche aus. Von dort bis zum Siebten Krankenhaus ließ ich keinen einzigen Innenhof aus: Ich ging überall rein, und wo immer Wäsche hing, musterte ich sie aufmerksam, aber eine Hose konnte ich nirgends entdecken.

Ich wunderte mich. "Was ist nur los? Wo sind die Männer alle hin? Oder brauchen die keine Hosen mehr?"

So weit von zuhause weg auf die Suche war ich deshalb gegangen, weil es zu riskant gewesen wäre, in meinem Viertel eine Hose zu stehlen. Denn was hätte ich getan, wenn ihr Besitzer sie erkannt hätte? Ich hätte nur wieder ohne Hosen dagestanden.

Beim Krankenhaus ruhte ich mich ein wenig aus. In meiner Kitteltasche hatte ich noch zwei schöne Kippen; ich rauchte beide auf. Dann ging ich rechts den Hang hinauf und trat durch einen hohen Bogengang in einen kleinen Innenhof. Dort stand ein fünfstöckiges altes Ziegelsteingebäude. In keinem

der Fenster brannte Licht, nur über dem Eingang flackerte eine schmutzige Lampe.

Auf einem Balkon des obersten Stocks machte ich in der Dunkelheit die Konturen einer Hose an einer Wäscheleine aus und freute mich. Raufzugelangen wäre nicht einfach, aber ich verschwendete nicht allzu viele Gedanken, zog die Schuhe aus, ließ sie unten an der Mauer und begann vorsichtig das Regenrohr hochzuklettern, versuchte, keinen Lärm dabei zu machen.

Ich war beim dritten Stockwerk angelangt, als mein zerschlissener Hosenboden aufplatzte und in Fetzen ging. Unterwäsche trug ich nicht, und die ohnehin kühle Nacht machte sich empfindlich bemerkbar. Zum Glück, dachte ich, ist mir so was nicht bei Tag passiert.

Auf Höhe des Balkons im fünften Stock angekommen, stockte mir der Atem: Aus der Nähe war klar erkennbar, dass an der Leine eine Jeans trocknete. Die waren zu jener Zeit in Tbilissi eine große Seltenheit; Jeansträger waren nur vereinzelt anzutreffen. Es war noch gar nicht so lange her, seit sie im jüdischen Viertel für teures Geld zu haben waren.

Ich langte nach dem Fenstersims, suchte zwischen den Ziegelsteinen nach einem festen Griff für meine Finger und einer Stelle, wo ich mich auf Zehenspitzen halten konnte, und erreichte so, mich an der Mauer entlang hangelnd, den Balkon. Ich schwang mich über das Geländer und kauerte mich einen Moment hin.

Es gibt so Augenblicke, wo Stille mit nichts zu vergleichen ist.

Vorsichtig löste ich dann die noch feuchte Jeans von

der Leine, dachte aber gar nicht daran, sie anzuziehen, sondern knotete sie mir um die Taille und machte mich auf den Rückweg. Ich kam sicher unten an, schlüpfte wieder in meine Schuhe, verließ den Hof durch den Bogengang und spurtete die Straße entlang. Straßenlampen mied ich und hielt mich an die dunklen Stellen.

Es dämmerte schon fast, als ich unser Viertel hochging und am Eingang des Parks ein wenig verschnaufte. Die Nacht war nicht schlecht gelaufen, ich fühlte mich bereits als reicher Mann. Wen ich jetzt unbedingt sehen musste, war Chaim. Hoffentlich war er zuhause.

Wir wohnten in benachbarten Häusern. Beide vierstöckig und mit dem gleichen dicken Blech gedeckt. Wir hatten einen großen Gemeinschaftsinnenhof, in dem wir als Kinder Fußball spielten und wo die eigentliche Welt für mich begann.

Im Unterschied zu Chaims Haus hatte das unsere vom Hof bis zum Dachboden eine Wendeltreppe. Diese Treppe ging ich jetzt hoch, durchquerte den Dachboden, stieg aufs Dach und schaute über die Stadt. Am Horizont Richtung Tbilisser Meer färbte sich der sonst noch dunkle Himmel rosig. Am Fuß des Arsenalbergs rollte ein langer Güterzug Richtung Aserbaidshan. Das Räderrattern war bis zu uns herüber zu hören.

Ich wechselte auf Chaims Hausdach, und als ich beim Taubenhaus stehen blieb, fingen die Vögel an zu gurren und zu rucken. Der Taubenschlag mit den insgesamt dreißig Tauben gehörte Chaim und mir gemeinsam. Es war ein wirklich schöner Anblick, wenn sie alle auf einmal in den Himmel aufstiegen und über dem Viertel kreisten.

Dort innegehalten hatte ich deshalb, weil ich im

obersten Stockwerk des gegenüberliegenden Hauses hinter einem sonst dunklen Fenster in sekundenlang schwach aufglimmendem Licht Onkel Tscharluka erkannte, der sich eine Zigarette anzündete. Er war nicht allein: Bei ihm stand ein kahlköpfiger Mann und hielt einen Fotoapparat auf Chaims Fenster gerichtet. Scheißspitzel!, dachte ich. Für alle Fälle ging ich hinter dem Taubenschlag in Deckung und hielt mich auf der Hofseite.

Dieser Onkel Tscharluka war neu zugezogen und kaum zwei Monate in unserem Viertel; er gab sich als Eisenbahningenieur aus und setzte, noch bevor du ihm guten Tag sagen konntest, immer schon ein Lächeln auf. "Das ist mal ein anständiger Mann!", hatte mein Vater gesagt, und zwar deswegen, weil er ihm fürs Stiefelflicken statt der fünf Rubel sieben bezahlt hatte.

Ich ging das Dach entlang und schaute in den Hof. Niemand zu sehen. Ein Fensterchen von Chaims Glasveranda stand offen. Ich hangelte mich an der Regenrinne zu dem Fenster, kroch hinein und ließ mich an der Fensterfront zu Boden, wo ich eine Weile still verharrte, bevor ich auf Zehenspitzen auf eine halb offene Tür zuging. Dahinter hörte ich Leute reden.

Ich spähte vorsichtig in die Wohnung. Am Tisch saßen Chaims Onkel zusammen mit einem älteren Mann und tranken Tee. Das war alles, sonst passierte nichts, und ich war ein wenig enttäuscht.

Warum hatten dann die beiden Scheißspitzel mit dem Fotoapparat am Fenster gestanden?, fragte ich mich und blieb, für alle Fälle, weiter eine Weile lauschend stehen, aber ich hörte nichts Weltbewegendes. Sie redeten über die

Preise von frisch eingetroffenem Gemüse.

Ich trat den Rückzug an, drehte mich um und blieb mit offenem Mund stehen. Vor mir stand ein groß gewachsener, bärtiger Mann und lächelte mich an. Wie ein so großer Mann sich so leise anschleichen konnte, war mir ein Rätsel.

Ich lächelte ihn ebenfalls an und sagte augenzwinkernd:

"Ich bin der Kumpel von Chaim."

"Weiß ich. Du heißt Dschude und bist der Sohn vom Flickschuster Gogia."

Da sah ich den Mann zum ersten Mal, und er wusste nicht nur meinen Namen, sondern auch den meines Vaters und dessen Beruf dazu.

"Und wer bist du?", fragte ich.

"Ein Verwandter von Chaim", erwiderte er und zeigte dann auf meine Jeans. "Die lässt sich gut verkaufen."

"Willst du sie nehmen?"

"Nein, mit Verkauf hab ich nichts zu tun."

Er wandte sich ab und betrat das Zimmer von Chaims jüngstem Onkel. Dieser mochte mich nicht, denn er hielt mich für einen Unglücksknaben, und er machte ein grimmiges Gesicht, als er mich hinter dem Bärtigen erblickte.

"Wo kommt der denn her?", fragte er.

"Der ist vor zwei Minuten durchs Fenster geklettert."

Chaims Onkel wurde wütend. "In diesem Haus wohnt nicht nur Chaim allein."

Ich zog den Kopf ein und drehte mich um, Richtung Chaims Zimmertür.

"Mach, dass du fortkommst!", schrie er mir nach.

Ich tat, als hätte ich nicht gehört. Ging die verglaste Veranda entlang und öffnete die massive Eichentür. Chaim

schlief auf dem Rücken ausgestreckt in seinem Eisenbett; seine Füße schauten unter der dünnen Bettdecke hervor. Als ich ihn an den Sohlen kitzelte, wachte er sofort auf und hob den Kopf.

"Ich bin's." Ich machte Licht, knotete die Jeans um meine Taille auf und zeigte sie ihm.

"Prima", sagte er und nickte, um dann den Blick auf meine zerrissene Hose zu heften. "Brauchst du eine Hose?" Er hatte schon begriffen, warum ich da war.

"Ja", sagte ich.

Er überlegte. "Also gut, nimm sie, aber um drei Uhr musst du sie mir wieder bringen."

Es war nämlich so, dass auch Chaim bloß eine einzige Hose besaß.

"Du hast sie eher wieder", versprach ich.

Während ich die Hose wechselte, erzählte ich ihm, was ich vom Dach aus gesehen hatte. Er hörte mir aufmerksam zu, kniff dann die Augen zusammen und begann Tscharluka wüst zu beschimpfen.

"Was glaubst du, warum die dich ausspähen?"

"Frag meine Onkel, die werden's dir sagen; sie haben nichts zu verheimlichen."

Mich beschlich der Verdacht, dass das alles für ihn überhaupt nichts Neues war.

"Danke für die Hose", sagte ich. Was sonst hätte ich sagen sollen.

"Lass diesen alten Lumpen nicht hier liegen, weg damit!"

Ich hob die Überreste meiner Hose auf und ging.

"Dass du dich ja nicht verspätest!", rief er mir nach.

Im jüdischen Viertel klapperte ich alle Gebrauchtwarenhändler ab, die ich kannte; mein Schätzpreis für die Jeans war hundert Rubel.

"Und was sollen wir damit? Für wie viel können wir sie dann noch verkaufen?"

Zwei Stunden hatte ich völlig umsonst verloren, und schließlich kehrte ich zum ersten Verkäufer zurück, mit dem ich gehandelt hatte. Er gab mir achtzig Rubel, und ich machte mich Richtung Nawtlughi-Markt auf.

Der Markt in Nawtlughi war damals der billigste der ganzen Stadt. Zuerst kaufte ich mir eine Hose, zog sie an und atmete erleichtert auf - geschafft! Danach probierte ich einen blauen Kittel; er passte mir wie angegossen, außerdem gefiel mir die Farbe; ich knöpfte ihn zu und bezahlte. Dann wechselte ich zu den Schuhständen und schlüpfte in Schnürstiefel, von denen ich zuvor nicht mal zu träumen gewagt hätte.

Meine alten Schuhe waren fünfmal geflickt; ich hatte sie mit Vaters Werkzeug eigenhändig repariert. Meine Fußgröße hatte sich verdoppelt, ich war aus ihnen herausgewachsen, und sie hatten kaum mehr etwas mit Schuhen gemein; aber es war immer noch besser, als barfuß herumzulaufen. Jetzt warf ich sie zusammen mit meinem alten zerrissenen Hemd in einen Abfalleimer.

Für Manuschaka hatte ich ein "Carmen"-Eau de Cologne kaufen wollen. Während ich die Parfüms suchte, entdeckte ich ein weißes, mit blauem Fliedermuster besticktes Wolljäckchen, das mir gefiel; ich überlegte nicht lange,

sondern bat die Verkäuferin, es mir einzupacken.

Ich war schon auf dem Rückweg, in der Straßenbahn, als ich bemerkte, dass ich Chaims Hose hatte liegen lassen. Nichts zu machen, ich musste noch mal zurück.

Der Verkäufer war keine zwei Jahre älter als ich. "Was für eine Hose? Hier ist keine Hose. Hier jedenfalls hast du sie nicht gelassen."

Dabei erinnerte ich mich noch genau, wie ich sie auf der Theke abgelegt hatte. "Streng dein Hirn an, sonst fackle ich dir den Laden ab!", sagte ich.

Ein zweiter Verkäufer zog Chaims Hose schließlich aus einer großen Kartonschachtel.

"Ist sie das?"

Ich nickte. Er wickelte sie in Papier ein und gab sie mir. Dann rüffelte er den Jungen:

"Was soll das, wegen diesem Fetzen suchst du Streit?"

Es war ein Uhr, als ich einem kleinen Nachbarsjungen Chaims Hose unter die Achsel steckte und ihm befahl, sie Chaim zu bringen. Ich selbst machte mich auf den Weg zu Manuschaka.

In unserem Viertel gab es einen Friseur namens Garika, und Manuschaka war die Tochter dieses Garika.

Garika hatte auch einen Sohn, Surena. Er war sieben Jahre älter als Manuschaka und ich, saß immer im Friseursalon herum und las Zeitung, manchmal schor er kleinen Jungen das Haar, an die Größeren ließ ihn Garika nicht heran. "Wenn du ein bisschen gescheiter geworden bist, dann darfst du", sagte Garika immer.

In Manuschaka war ich seit dem Kindergarten verliebt. In der Schule lernten wir immer zusammen, aber am Ende der

sechsten Klasse kassierte sie in allen Fächern außer Betragen eine Zwei und ging von der Schule ab. Ich schaffte es irgendwie bis zur letzten Klasse und hatte nur noch eine Prüfung offen, Aufsatz in Georgisch. Falls ich den schrieb, wie es von uns erwartet wurde, hätte ich das Reifezeugnis in der Tasche.

Ich traf Manuschaka schon unterwegs; sie wollte Brot kaufen gehen. Erst erkannte sie mich gar nicht und starrte mich an, dann wurde sie rot. So war es immer: Wenn sie mich sah, errötete sie.

"Bist du das?"

"Zu dir wollte ich grade", sagte ich.

Sie machte einen Schritt zurück und musterte mich. "Wenn du dir das Gesicht wäschst, stehen dir die Klamotten noch besser."

"Was hab ich denn im Gesicht?"

"Deine eine Wange und das Ohr sind ganz schwarz."

Mir fiel ein, wie ich die Nacht zuvor das Regenrohr hochgeklettert war, und aus irgendeinem Grund verlor ich die gute Laune. Sie merkte es und sorgte sich sofort.

"Was hast du?"

"Alles in Ordnung", erwiderte ich.

Es war wirklich alles in Ordnung. Nach den Einkäufen waren mir noch 35 Rubel geblieben; so viel Geld hatte ich noch gar nie besessen, und so gut angezogen war ich auch noch nie gewesen. Ich würde mir das Gesicht schon noch waschen, war ja schließlich keine große Sache. Ich verstand nicht, was mit mir los war, und wunderte mich über mich selbst. Wenn ich später über die Begegnung nachdachte, kam ich immer zu ein und demselben Schluss: Ich musste eine

Vorahnung gehabt haben.

Ich wickelte Manuschakas Geschenk aus und gab es ihr.
"Hier, für dich", sagte ich.

Sie freute sich und lachte mich an. Zog das Jäckchen über und hüpfte um mich herum. "Ich liebe dich!", rief sie.

Als wir am Friseursalon vorbeikamen, schaute Garika durchs Fenster zu uns her; er rasierte gerade Rapika und wagte nicht, ihn sitzen zu lassen und zu uns herauszukommen; also hob er nur anerkennend die Brauen, als er unsere neuen Klamotten sah.

Mir fiel auf, wie Rapika im Spiegel Manuschakas Bild bewunderte, und es gab mir einen Stich ins Herz. Manuschaka jedoch sagte wie nebenbei:

"Dieser Rapika schaut mich in der letzten Zeit mit irgendwie anderem Blick an."

"Und du?", fragte ich.

"Wo denkst du hin, wenn ich den sehe, wird mir übel."

Rapika war zwar kein Dieb im Gesetz¹, er hatte keinen Rang, aber im kriminellen Milieu verfügte er über ernst zu nehmende Autorität. Der Polizeikommissar unseres Viertels, Temur Tembrigaschwili, ließ ihn in Ruhe, als ob er ihn fürchtete. Es hieß, Rapika würde unten im jüdischen Viertel die illegalen Händler kontrollieren und gutes Geld von ihnen einstreichen.

Mir kam Trokaderos Ausspruch in den Sinn - "Neun Kaliber

¹ Bezeichnung für einen Kriminellen, der den (sowjetischen) Staat nicht anerkennt und ausschließlich von seinen kriminellen Einkünften lebt. Die "Diebe im Gesetz" hatten einen Ehrenkodex, der auch im halbkriminellen Milieu sowie unter Jugendlichen in der Schule galt. Das „Diebesgesetz“ verbot unter anderem, mit den Behörden in irgendeiner Weise zusammenzuarbeiten, eine Familie zu gründen oder einer regulären Arbeit nachzugehen. Die Mitglieder zahlten in eine zentral verwaltete Kasse ein; mit den Geldern wurden gemeinsame Interessen und der Lebensstil höherrangiger Mitglieder finanziert. Auch für die Unterstützung von inhaftierten Mitgliedern war das Geld bestimmt. Die „Diebe“ hielten regelmäßige Treffen ab, deren Beschlüssen Folge zu leisten war. Gegenüber staatlichen Organen bestand (und besteht) absolutes Aussageverbot. (Anm. d. Ü.)

sind besser als jede Heldenhaftigkeit" -, und ich dachte verärgert: Wenn er wirklich was im Schilde führt, passe ich ihn irgendwo im Dunkeln ab und jage ihm eine Kugel in die Stirn.

Manuschaka dagegen vertraute ich; warum hätte ich ihr keinen Glauben schenken sollen? Ich konnte mich nicht entsinnen, dass sie mich je angelogen hätte. Sie war zwar nicht ganz so ein Simpel wie ihr Bruder, aber doch sichtlich unbedarft. Sie war so herzensgut und naiv: Ganz normal konnte das nicht sein. Aber ich glaube, genau deshalb liebte ich sie.

Bevor wir uns vor der Bäckerei voneinander verabschiedeten, vereinbarten wir, abends, nachdem ich mich ausgeschlafen hatte, zusammen ins Kino zu gehen.

3

Zwischen der Bäckerei und dem Lebensmittelgeschäft befand sich eine Bude, die mit rostigen Blechplanen überdacht und vorn offen war. Unter dem Dach stand ein niedriger, in den Boden einzementierter Metalltisch. Hinter dem Tisch saß mein Vater und reparierte winters wie summers unter halb offenem Himmel alte Schuhe. Er hatte mir sein Handwerk ebenfalls beigebracht, und wenn er viel zu tun hatte, half ich ihm.

"Dir wird's an nichts fehlen", hatte er mir irgendwann gesagt, "ich hinterlasse dir meine Werkstatt, sodass fürs Essen allemal Geld da sein wird."

Meine Mutter war zusammen mit ihrer lahmen Tante während

des Kriegs mit den Flüchtlingen aus Russland gekommen. Die Tante war bald darauf gestorben, und sie blieb allein zurück. Dann lernte sie meinen Vater kennen, und ich wurde geboren. Aufgewachsen bin ich also mit der russischen Sprache. Der einzigen Fotografie nach zu urteilen, die von ihr geblieben ist, war Mutter eine schöne Frau, jedenfalls mir kam sie schön vor. Ich war vier Jahre alt, als sie eines Tages aus dem Haus ging und nicht wiederkam. Sie hat uns verlassen. Ich erinnere mich, dass ich ständig Richtung Tür schaute und auf sie wartete, aber als Vater die Türen mit einer anderen Farbe neu strich, schwand die Erwartungsfreude.

Vaters zweite Frau hieß Maqwala. Sie war frisch vom Land in unser Viertel gekommen und fing als Verkäuferin in der Bäckerei an. Zuerst trieb sie es mit einem sympathischen Kurden, dann warf Tengoia ein Auge auf sie und verbot dem Kurden, sein Brot in der Bäckerei zu kaufen.

Tengoia war stark, ein Baum von einem Mann und arbeitete als Verwalter in der Badeanstalt hinter dem Zirkus. Er war ein tüchtiger Raufbold, und wenn er wusste, dass er wem über war, betrachtete er ihn nicht als Menschen. Im Viertel ging er sozusagen mit niemandem, außer mit Rapika, höflich um.

Sie schlossen die Tür hinter sich ab, er und Maqwala, und ab die Post! vögelten hinter der Theke. Ich hab's selbst gesehen durchs Fenster, wie sie vor den ausliegenden Brötchen, Maqwala mit hochgereckten Beinen, rhythmisch hin- und herwippten. Die ganze Zeit standen Leute draußen vor dem Laden, die Brot kaufen wollten; na, was sollten sie tun, sie warteten eben.

Diese Maqwala also hat mein Vater, vor dessen Augen das alles geschah, geheiratet. Mit meiner Mutter war er offiziell nicht verheiratet gewesen, deshalb war es ganz einfach, sie gingen zum Standesamt und ließen sich trauen.

Wir hatten im dritten Stock eine kleine Wohnung mit verglaster Veranda. Nach Maqwalas Einzug schlief ich auf dieser Veranda. Die Zeit verging, und sie gebar erst einen Jungen, dann noch einen. In der Wohnung war kein Platz mehr, und ich zog in die Vorratskammer auf dem Dachboden.

Vater und ich brachten ein altes Eisenbett hoch, montierten es zusammen und stellten es unter dem Fenster auf. Nachdem ich den Zementboden gründlich gescheuert hatte, begann ich mein eigenes Leben, niemand störte mich, und ich selbst kam ebenfalls niemandem in die Quere.

Unten an der Wand entlang verlief eine dünne Heizröhre, und im Winter konnte mir die Kälte nichts anhaben. Im Sommer, wenn die Sonne runterbrannte, heizte sich das Blechdach aber dermaßen auf, dass es nicht zum Aushalten war. Sonst, bei anderem Wetter war's nicht schlecht dort, besonders nicht, wenn's regnete.

Jetzt öffnete ich die Tür zu meiner Kammer, zog die neuen Kleider aus und hängte sie sorgsam über den Stuhl. Bevor ich mich hinlegte, kam mir noch in den Sinn, dass es nicht schlecht wäre, einen kleinen Teppich zu kaufen und vors Bett zu legen.

Ich sollte mir das Gesicht waschen, fiel mir noch ein, aber auf dem Dachboden gab's keinen Wasseranschluss, ich hätte in den Hof runtergehen müssen. Doch die Müdigkeit war stärker. Macht nichts, dachte ich, ich kann mich auch nachher noch waschen.

Ich schlief bis drei Uhr nachts durch. Als ich erwachte, hörte ich unten am Arsenalberg bereits den Güterzug rattern, und ich regte mich auf: Ich hatte Manuschaka versetzt, ich hatte doch mit ihr ins Kino gehen wollen.

Im Hof drunten am Wasserhahn wusch ich mir lange das Gesicht. Wird schon alles weg sein jetzt!, dachte ich, drehte den Hahn zu und ging auf die Straße hinaus.

Ich hatte keine Zigaretten und hielt auf dem Asphalt nach Kippen Ausschau. Unversehens langte ich auf dem Platz an, wo mein Vater seine Bude hatte, und sah Tengoia vor der Werkbank stehen.

Tengoia führte gewöhnlich in der Morgendämmerung, ziellos durch die Straßen streifend, seinen Fiffi aus. Der Hund hieß Bestera, und Tengoia liebte ihn - so sagte er selbst - wie einen Bruder. Zwar war er nicht mehr der Tengoia von früher, der mir die ganze Kindheit einen Schrecken eingejagt hatte, aber ich verkrampfte mich doch. Er stand da und betrachtete mich. Ich blieb ebenfalls stehen und schaute zu ihm hin. "Arschloch!", beschimpfte ich ihn schließlich.

Nun erzähle ich kurz, worum's dabei eigentlich ging:

Je älter mein erster Halbbruder wurde, desto mehr begann er Tengoia zu gleichen. Schließlich wurde die Ähnlichkeit so unübersehbar, dass das ganze Viertel ihn "Tengoias Jungen" nannte.

Bei meinem Vater dauerte es etwas länger, bis er etwas zu ahnen begann; sein Charakter veränderte sich, und er wurde reizbar. Ich erinnere mich, wie er auf seinem Schemel hockte, in der Hand den Hammer, und fassungslos auf die durcheinanderliegenden kaputten Schuhe vor ihm starrte. Ich

wusste, die Zweifel plagten ihn. Er tat mir leid, aber was konnte ich schon ausrichten, was hätte ich ändern können?

Dann begann er zu trinken. Kaum war er mit der Arbeit fertig, leerte er nebenan im Lebensmittelgeschäft zusammen mit den übrigen Säufern eine Flasche Schnaps und torkelte dann, Taschen mit sich schleppend, die Treppe zu unserer Wohnung hinauf. In den Taschen befanden sich sein Werkzeug und die Schuhe, die geflickt werden mussten. Die Beziehung zwischen ihm und Maqwala war schon vorher nicht gerade harmonisch zu nennen gewesen, aber nun wurde sie noch angespannter; täglich hörte ich unter mir meinen Vater brüllen und Maqwala zetern.

In einer regnerischen Nacht kam er vollkommen nüchtern zu mir auf den Dachboden, setzte sich auf den Stuhl und fragte:

"Deine Brüder, wem gleichen die eigentlich?"

Ich tat keinen Mucks.

"Sag schon, genier dich nicht!"

"Und selber, hast du keine Augen?"

"Sag!"

Ich stieg aus dem Bett. Zog erst den Vergleich zwischen dem Älteren und Tengoia und ging dann zum Jüngsten über.

"Erinnerst du dich an Waloda, den Spediteur der Bäckerei?", fragte ich.

Er wand sich auf eine Weise, dass mir klar wurde, er erinnerte sich nicht nur, er war schon einen Schritt weiter.

"Er hatte einen Kopf wie ein Birne, und die Nase reichte ihm bis zum Kinn - beschreib ich ihn korrekt?"

Er erwiderte nichts.

"Jetzt vergleich mal deinen Jüngsten mit ihm, los, vergleich ihn. Dieser Waloda hat sich hier schon so lange nicht mehr blicken lassen, dass die Leute ihn vergessen haben. Sonst hätten sie den Kleinen ebenfalls um den Vatersnamen gebracht."

Er sah mich irgendwie belämmert an, stand dann auf und schaute durchs Fenster auf die dunkle Stadt.

Ich hatte seltsam gemischte Gefühle: Einerseits tat er mir leid, andererseits stieß er mich ab. Nach einer kurzen Weile hielt ich's nicht mehr aus und sagte:

"Du bist so ein Einfaltspinsel, es würde mich überhaupt nicht wundern, wenn auch ich nicht dein Sohn wär."

Er schüttelte den Kopf und drehte sich zu mir. "Deine Mutter war eine anständige Frau."

"Wenn sie so anständig war, warum hat sie uns dann verlassen?"

"Ich hab sie betrogen, sie hat's erfahren und mir nicht verziehen."

"Deshalb? Das kann ich irgendwie nicht glauben."

"Doch, deshalb."

Ich widersprach ihm nicht weiter.

"Weißt du, mit wem ich sie betrogen hab? Mit der Masawezkaja."

Die Masawezkaja war Musiklehrerin und unsere Nachbarin von der zweiten Etage.

Ich musste lachen.

"Was ist? Damals ging sie noch nicht am Stock, sie hat blendend ausgesehen."

"Dann hättest du besser sie heiraten sollen, die hätte dich nicht sitzenlassen, und wir hätten dazu noch ihre

Dreizimmerwohnung. Lange lebt die sicher sowieso nicht mehr."

Er senkte den Kopf und starrte zu Boden.

Im Nachhinein hab ich dann gedacht, ob ihn nicht mein Ausspruch zur Vernunft gebracht hatte. Denn am nächsten Tag sammelte er seine Siebensachen zusammen und quartierte sich bei der Masawezkaja ein. Die nahm ihn mit Freuden auf.

Anscheinend waren die Masawezkis polnische Barone gewesen, und der Stammbaum meines Vaters beeindruckte sie ungemein. "Fürst Giorgi!" - so redete ihn unsere Nachbarin an. Einmal sagte sie zu mir:

"Die Andronikaschwilis, deine Vorfahren, sind namhafte Feudalherren gewesen; byzantinische und arabische Historiker haben sie in ihren Werken erwähnt. Du kannst stolz auf deinen Namen sein."

Es hätte mich mal interessiert, wie ich Stolz auf meinen Namen hätte ausdrücken sollen. Das ganze Land war mit roten Fahnen eingedeckt.

Vater war fünf Jahre alt gewesen, als seine Eltern von den Kommunisten erschossen wurden; er wuchs im Kinderheim auf. Zum Glück lernte er das Schusterhandwerk und konnte sich so, wie er selbst sagte, über Wasser halten, hatte sich ein Auskommen gesichert.

Maqwala schien erst zufrieden - "Endlich bin ich den alten Nörgler los" -, aber vor Gericht lehnte sie dann die Scheidung trotzdem ab und brachte die wohlwollende RichterIn beinahe zum Weinen. "Ich bin bereit, ihm alles zu verzeihen und mich mit ihm zu versöhnen." Sie hielt eine sehr beeindruckende Rede, und wenn ich nicht gewusst hätte, was für eine sie war, hätte ich ihr wahrscheinlich

geglaubt. "Ich hab mein Lebtag nie einen anderen gehabt, die Kinder sind von ihm, aber wegen dieses alten Luders verleugnet er uns."

Was blieb ihr anderes übrig, ihr Leben würde sich ändern, und diese Veränderungen verhießen nichts Gutes, sodass sie zurückgeschreckt war. Denn die Alimente, zu deren Zahlung man meinen Vater verpflichtete, würden nicht mal fürs Essen reichen, wie Eliko, die Krankenschwester, herumerzählte.

"Ich bin gläubig und bete jeden Tag, dass er zur Vernunft kommt und zur Familie zurückkehrt", sagte Maqwala.

Schließlich gab die Richterin meinem Vater neun Monate Bedenkzeit: Nur wenn er nach dieser Frist immer noch bei seinem Entschluss blieb, würde sie die Scheidung vollziehen.

Vater war verärgert; er hatte vorgehabt, die Masawezkaja zu heiraten. Nicht nur zum Spaß - er war der Meinung, ihre Dreizimmerwohnung sei eine zweite Heirat durchaus wert.

"Ist doch nicht so schlimm", beruhigte sie ihn. "Neun Monate sind nicht so eine lange Zeit, die gehen schnell vorbei. Und dann wird alles gut."

Wie ich später erfuhr, hatte Maqwala meinen Vater nach dem Gerichtstermin gebeten, sich mit ihr zu versöhnen, aber er war kategorisch bei seinem Nein geblieben. "Wenn wenigstens einer von mir wäre, könnte ich sagen, zum Teufel was soll's, und dir verzeihen, aber so, wie's jetzt aussieht, nein, da gehen wir getrennte Wege." Er verabscheute sie; wenn er sie sah, wurde er bleich. Ich konnte mich nur wundern: Als er sie heiratete, hatte er doch gewusst, was für eine sie war, was konnte er da

anderes erwarten?

Meine ehemaligen Halbbrüder ließen sich ab und zu auf unserem Platz blicken, beschimpften meinen Vater und bewarfen ihn mit Steinen. Aber nur, wenn ich nicht da war; sobald sie mich sahen, verdufteten sie.

Maqwala ihrerseits ging weder mir noch sonst jemandem auf der Straße aus dem Weg; sie rückte nicht von ihrer Behauptung ab. "Hör auf mit dem dummen Zeug, sie sind deine Söhne", sagte sie zu Vater, "also sei so gut und kümmer dich um sie, du weißt sehr wohl, dass sie alles Mögliche nötig haben."

Vater ignorierte sie, tat, als sähe und hörte er sie nicht. Ich fand heraus, dass die Masawezkaja ihn instruiert hatte, wie er sich verhalten sollte, und daran hielt er sich. Doch am Ende wurde es ihm trotzdem zu viel, und er ließ Maqwala durch Krankenschwester Eliko eine Drohung ausrichten: "Sag ihr, meine Großmut ist erschöpft, sie soll sich hier nicht mehr blicken lassen, sonst schlag ich ihr mit diesem Hammer den Schädel ein."

Krankenschwester Eliko nahm ihre reparierten Latschen und ging, und das Resultat war, dass sich am nächsten Tag Tengoia vor Vater aufbaute und ihn anfunkelte:

"Was verbreitest du da für Gerüchte, du alter Esel? Wie kommst du darauf, dass ich der Vater von deinem rachitischen Jüngelchen sein soll?" Er war betrunken und tat, als sei das für ihn etwas vollkommen Neues und als hätte er das Gerede darüber noch nie gehört.

Chaim und ich kauften nebenan im Lebensmittelgeschäft gerade Zigaretten, hörten sein Gebrüll und traten auf die Straße hinaus.

"Was hast du gegen die arme Frau, dass du ihr Leben ruinierst? Wozu hast du sie geheiratet, wozu Kinder auf die Welt bringen lassen? Ich sag dir, ich will kein Wort mehr hören über Geld, du gibst ihr, was sie haben will, sonst mach ich dir das Leben zur Hölle." Tengoa trieb es wirklich auf die Spitze.

Auf Vaters Stirn und Glatze perlten Schweißtröpfchen. Er stand auf und sagte mit veränderter Stimme:

"Kommt nicht in Frage, ich geb der keine Kopeke!"

Gerade da fiel mein Blick auf ein Foto meiner Mutter, das zwischen kaputten Schuhen und scharfen Messerklingen auf dem Tisch lag. Das Foto hatte vor Maqwalas Zeit an der Wand auf der Glasveranda gehangen, war dann verschwunden und jetzt wieder aufgetaucht. Ich freute mich. Irgendwie musste den armen Mann an diesem Tag die Nostalgie überkommen haben, dass er das Bild hervorgenommen hatte.

Tengoias Reaktion würde keine gute sein. Wenn er nur das Bild nicht beschädigt, dachte ich. Ich ging zu ihnen hin und wollte es an mich nehmen, kam aber nicht dazu. Denn Tengoa dachte wohl, ich wolle eines der Messer schnappen, um meinem Vater zur Seite zu springen, und er versetzte mir einen Fußtritt. Sein Absatz traf mich in die linke Rippenseite und nahm mir den Atem. Ich rang nach Luft. Mühsam atmete ich aus und verlor das Bewusstsein.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag ich auf einem Diwan. Die Masawezkaja war bei mir. Erst erkannte ich sie gar nicht. Wer verdammt noch mal ist das denn?, dachte ich. Mir war schwindlig, und die Seite tat mir weh. Später stellte sich heraus, dass ich zwei Rippen gebrochen hatte. Ich überwand mich und setzte mich auf.

"Chaim und ein paar Säufer haben dich hochgebracht", sagte sie.

Ich fragte nach meinem Vater.

"Deinen Vater hat er nicht angerührt, aber die Werkstatt hat er zertrümmert, das Dach herunter- und den Tisch herausgerissen."

In dieser Wohnung hatte ich nichts verloren. Ich ging hinauf in meine Dachkammer, legte mich auf die rechte Seite und dachte darüber nach, wie ich es Tengoia heimzahlen könnte. Ich wusste, körperlich kam ich gegen ihn nicht an; vielleicht könnte ich mich anschleichen und ihm einen Ziegel über den Schädel schlagen oder mir vom einäugigen Tamas den Revolver leihen und ihn in den Fuß schießen, mit dem er mich getreten hatte.

Dann hörte ich Schritte; es war Manuschaka. Ganz aufgelöst öffnete sie die Tür.

"Wie geht's dir?"

"Da, die Seite tut mir weh", erwiderte ich.

"Am Sonntag geh ich mit Mutter in die armenische Kirche und verfluche diesen Tengoia."

Am Abend brachte mich Chaim ins Krankenhaus; damals war die Behandlung noch kostenlos. Zwei Tage blieb ich dort, sie röntgten mich, legten mir Verbände an, und zuletzt brachten sie mir Verhaltensregeln bei und entließen mich.

Vater hockte in seiner Werkstatt und nähte Schuhe.

"Vielleicht hilfst du mir ein bisschen; ich hab einen Haufen Reparaturen."

"Wie denn? Ich kann mich kaum bewegen", sagte ich.

Stattdessen ging ich auf meinen Dachboden und legte mich hin.

Am Abend brachte mir die Masawezkaja einen Topf heiße Suppe und schlurfte wieder davon. Sie wusste, wie man eine leckere Suppe kocht, und sparte auch nicht mit Sauerrahm. Ich hatte die Suppe kaum alle gemacht, als die Tür aufging und Bemala, der Kurde, hereinkam.

"Trokadero ist mit seiner Brigade vom Mtazminda übergekommen, die haben Tengoias Kopf gegen die Werkbank gedonnert und ihn gezwungen, sich zu entschuldigen. Ich hab noch nie jemanden so am Boden gesehen wie den. Dein Vater hat geschrien, sie sollten ihn in Ruhe lassen, den armen Teufel, er stürbe sonst noch!"

Die Nachricht ließ mich meine Schmerzen ganz vergessen, und ich setzte mich auf.

"Bevor er ging, hat Trokadero den Leuten rundherum verkündet, Dschude Andronikaschwili sei sein Bruder, und wer ihn oder seinen Vater beleidige, kriege es mit ihm zu tun. Das ist grade eben passiert, und da bin ich gleich zu dir gerannt."

Was ich da hörte, erstaunte mich nicht. Chaim musste Trokadero gebeten haben, Tengoia eine Lektion zu erteilen, und der hatte ihm die Bitte nicht abgeschlagen. Wie sonst wäre ich dazu gekommen, "Bruder" genannt zu werden? Er kümmerte sich sonst einen Dreck um mich, ich war ihm völlig egal.

Danach hatte sich Tengoia den ganzen Winter über nicht mehr im Viertel blicken lassen, ich jedenfalls war ihm nicht über den Weg gelaufen. Jetzt stand er da und betrachtete mich; auch ich rührte mich nicht von der Stelle. Falls er sich was herausnahm, betraf das nicht mich, sondern Trokadero, das war klar.

"Selber Arschloch", erwiderte er auf meine Beschimpfung, aber dabei blieb's, denn er war sichtlich verängstigt. Schließlich senkte er den Kopf und hinkte, sich auf seinen Stock stützend, den Gehsteig entlang.

Sein Hund schien zu spüren, dass etwas in der Luft lag; er drehte sich um und kläffte mich wütend an, bevor er seinem Herrchen folgte, und bald waren beide um die Ecke verschwunden.

Ich blieb allein zurück. Zu dieser frühen Morgenstunde lag das Viertel immer in tiefstem Schlaf.

Mein Gesicht und Haar waren noch nass, weshalb ich erst gar nicht merkte, dass es zu regnen begonnen hatte. Im Licht der Straßenlaterne sah ich feine Tropfen aus der Dunkelheit fallen. Dann wurde der Regen stärker, und ich suchte in einer Telefonzelle Zuflucht. Es schüttete, und wie. Das Wasser rauschte in Sturzfluten aus den Regenrohren. Die Hangstraße verwandelte sich in einen Gießbach. Trübe, kleine Wellen trugen zerknüllte Zigaretenschachteln und anderen Müll davon. Im dem Moment bogen mehrere schwarze "Wolgas" auf den Platz ein und fuhren an mir vorbei in Richtung unserer Straße.

Trotz des strömenden Regens und der gesprungenen Scheiben meiner Telefonzelle konnte ich neben dem Fahrer des letzten Wagens Tscharluka erkennen, und mein Herz setzte einen Schlag aus. Ich rannte los, was das Zeug hielt, und steckte kurz darauf den Kopf aus dem Dachbodenfenster des Hauses, wo Tscharluka zur Miete wohnte. Von hier aus konnte ich sehen, wie in Chaims Fenstern das Licht anging, und ich sah auch seine beiden Onkel, die nur in Unterhosen dastanden. Dann war der Raum

plötzlich voller Tschekisten.

So was hatte ich noch nicht mal im Kino gesehen: Sie leerten die Schränke, nahmen sie auseinander, bohrten Löcher in die Wände, rissen das Parkett auf. Mit einem Wort - sie schlugen alles kurz und klein.

Ab und zu erhaschte ich einen Blick auf Chaims Onkel, wie sie von Zimmer zu Zimmer bugsiert wurden, Chaim selbst jedoch war nicht zu sehen. Wahrscheinlich ist er nicht zuhause, schloss ich.

Bei Morgengrauen hörte der Regen auf, und auf der Straße erschienen die ersten Passanten. Vorsichtig umgingen sie die antennenbewehrten "Wolgas".

Ich ging wieder runter und blieb auf dem Gehsteig neben Dittrichs Ölhandel stehen. Nachbarn schauten mit erschrockenen Gesichtern aus ihren Fenstern.

Schließlich kamen die Tschekisten mit Chaims Onkeln aus dem Hauseingang, setzten sie getrennt in zwei "Wolgas" und fuhren weg. Kurz darauf erschien Tscharluka. Er war ein völlig anderer Mensch als einen Morgen zuvor, keine Spur mehr von dem alten Tscharluka. Mit strenger Miene öffnete er die Wagentür - und stutzte: Er hatte mich unter den Gaffern entdeckt und starrte mich an.

Ich hielt seinem Blick stand, wich nicht aus. Er wusste, Chaim und ich standen uns nahe; wahrscheinlich war ihm bei meinem Anblick Chaim in den Sinn gekommen. Wie sonst sollte ich mir seine Aufmerksamkeit erklären? Das Ganze dauerte nur drei, vier Sekunden, dann schwand sein Interesse; er setzte sich ins Auto, schloss ohne Hast die Tür und fuhr davon.

Aus dem Georgischen von Rachel Gratzfeld